

## HENRIETTE HAILL

### „DER VERGESSENE ENGEL“



von Erich Hackl

Henriette Haill war in fünffacher Weise dazu bestimmt, von der literarischen Öffentlichkeit übersehen zu werden: aufgrund ihrer ärmlichen Herkunft; aufgrund ihrer kommunistischen Gesinnung; aufgrund ihrer Zuwendung zur geographischen wie sozialen Peripherie; aufgrund ihres Geschlechts; aufgrund ihrer Bescheidenheit.

Die zeitlebens wenig beachtete Erzählerin und Lyrikerin Henriette Haill (1904-1996) war eine sozial engagierte, politische Dichterin. Ihr Gesamtwerk umfasst 1.500 Gedichte in Mundart und Hochsprache sowie 44 Erzählungen. Anerkennung und Erfolg für ihr literarisches Werk in der Öffentlichkeit blieben ihr in der Zwischenkriegszeit nicht zuletzt aufgrund ihres Engagements für den Kommunismus verwehrt. Im letzten Kriegsjahr 1945 zog sie mit ihren Kindern zum Schutz vor der Verfolgung durch die Nationalsozialisten ins Mühlviertel. Ihre Manuskripte konnte sie verstecken. Ein Teil ging trotzdem verloren. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg erreichte sie als Literatin eine gewisse Anerkennung in der literarischen Öffentlichkeit, die sich jedoch auf den Raum Linz-Mühlviertel beschränkte.

Bald nach Kriegsende, 1946, erschien „Befreite Heimat“, ein schmaler Band mit „Kampfgedichten und Friedensliedern“ und erst 1991 folgte ihr zweites Buch, „Der vergessene Engel“. Das dritte, „Straßenballade“, erlebte sie nicht mehr; sie starb vier Monate vor der

Veröffentlichung. Im „Vergessenen Engel“ erzählt sie von einer Begegnung mit russischen Kriegsgefangenen, die einen alten Wasserspeicher neben ihrem Wohnhaus instand setzen mussten. Mit einem der Männer, Porfiri Oleschko aus Odessa, freundete sich die Elfjährige an. Sie wunderte sich, dass ihn seine Landsleute Stari nannten, Alter, obwohl er erst 28 Jahre alt war. „In Russland dürfte man damals sehr kurz jung und lange alt gewesen sein.“ Porfiri erzählte ihr von seinen Eltern, den Geschwistern, dem Elend bei sich zu Hause und davon, dass er im Krieg, seiner revolutionären Gesinnung wegen, nicht auf die österreichischen Soldaten geschossen habe.

Bedenkenswert gerade heute, in einer Zeit, in der wieder der Russenhass geschürt wird, wie sehr Haills Dichtungen sich dem kolportierten Bild vom primitiven, mittlerweile vom blutrünstigen Bolschewiken zum zynischen Oligarchen mutierten Untermenschen widersetzen.

Erich Hackl - Auszug aus „Nachruf auf einen vergessenen Engel“

**Erich Hackl** ist ein österreichischer Schriftsteller und literarischer Übersetzer und erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Ehrungen. Zu seinen bekanntesten Erzählungen gehört „Abschied von Sidonie“.

## ***Porfiri Oleschko***

In den Jahren 15 und 16 des Ersten Weltkrieges wurde eine Brunnenstube im tiefgelegenen Gartenteil unseres Hausbesitzers erbaut. Schonlange war uns Kindern das Geheimnis des langen, unterirdischen Ganges bekannt gewesen, einer uralten Quellfassung, die beim Jägermeier begann und deren Wasser nach dem Gerede der Leute die Schloßkaserne, nach Meinung anderer wieder das Landhaus versorgen sollte.

Neben einer Bienen- und Werkzeughütte gab es eine tiefe, mit Brennesseln und Schierling verwachsene Senke; Holunder und Waldrebe verhängten eine morsche Tür, die mit Steinen verrammelt war. Sie bildete den Eingang zu unserem schon längst erforschten, den Erwachsenen aber verheimlichten Quellenweg. Mit Kerzen und Zündern schlichen wir Größeren und sorgsam Erwählten mit den zwei jüngsten Söhnen des Hausherrn zur Türe des Höhlengewölbes, während uns die Angst vor dem Entdecktwerden, der Strafe und dem Verunglücken im Nacken saß. Der Gang veränderte sich stets, war einmal höher, dann wieder niedriger, mit Tropfsteinen an der Decke und an den Wänden.

Fledermäuse scheuten auf, dumpf klang jedes Wort, das wir sprachen und widerhallend. Manchmal erweiterte sich der Höhlengang zu einem kleinen Tümpel, auf dessen Grund wir die unheimlichen Molche beobachteten. Teilweise lagen größere abgebrochene Granitsteine am Wege im klaren Bächlein, dessen Kälte unsere Zehen erstarren ließ.

Die gescheiten Buben wußten immer, wo wir uns befanden. Zuerst unter dem Hubergarten, dann unter der Straße neben dem kleinen Dorfwirtshaus, später durchquerten wir unterirdisch die lange Seilerwiese. Dann und wann stürzte vor oder hinter uns ein Steinbrocken ins Wasser und wir hielten erschrocken den Atem an. Ganz erforschen konnten

wir den Höhlengang nie, denn ein großer Absturz von Gestein versperrte den Gang und nur das Wasser fand zwischendurch sein Weg. Freilich hat oft manches Kind den Drang verspürt, der Abenteuerlust nachzugeben, durch das kleine Loch zu schlüpfen und Angst und Gefahr zu überwinden, um endlich das unbekannte Geheimnis des unterirdischen Ganges zu lüften. Die Mehrzahl der Kinder aber riet immer zur Heimkehr und erleichtert traten wir den Rückweg an und stiegen zu Licht und Luft hinaus, den Eingang wieder sorgfältig verschließend.

Nun fand es die Stadtverwaltung endlich an der Zeit, diesen Quellen- gang zu säubern, auszubessern und mit einer festgebauten Brunnenstube abzuschließen, deren Schlüssel ein eigener Kontrollor erhalten sollte. Als wir Kinder das hörten, waren wir untröstlich, was garnicht notwendig gewesen wäre, denn wir verschafften uns auch später Zutritt zu unserem geliebten Höhleneingang. Die Mütter aber waren darüber glücklich, daß uns Kindern dieses gefährvolle unterirdische Gewölbe nun verbaut werden sollte. Ach, wenn sie von unseren vielen Spaziergängen in die Unterwelt erfahren hätten, sie wären entsetzt gewesen. Und so erschien eines Tages, kaum daß der Schnee geschmolzen war und die weißen Schneeglöckchen neben dem Ziehbrunnen blühten, ein alter Maurerpolier mit einem Trupp gefangener Russen, der von einem Soldaten mit aufgepflanztem Gewehr begleitet wurde, und die Arbeit begann. Ein Fuhrwerk mit einem alten Gaul - die jungen, starken Pferde waren alle im Kriegseinsatz - brachte das Baumaterial, Sand, Kalk, Steine und das nötige Werkzeug. Vom ersten Tag an nutzten wir Kinder jede freie Stunde, um die Gefangenen in ihrer abgerissenen Kleidung zu beobachten, ihrer fremden Sprache zu lauschen und den Fortschritt ihrer Arbeit zu verfolgen. Wir saßen am Brunnenstein, am Grander oder am hölzernen Tisch, auf dem manchmal

die Weiber ihre Wäsche einseiften und bürsteten. Anfangs erschienen uns die Russen, als hätten sie alle ein Gesicht, aber langsam konnten wir sie unterscheiden: Da gab es Stämmige mit breitem Gesicht, Schlanke, Dunkel- und Blauäugige, Schwarz-, Braun- oder Blondhaarige. Einer, ein Jüngling von zwanzig Jahren, war goldblond mit ebensolchen Wimpern und Augenbrauen, was ihm ein eigenartig märchenhaftes Aussehen gab. Wir Kinder nannten ihn unter uns „den Goldenen“. Er war schweigsam und spielte sich nie mit uns Kindern, was die übrigen gern und bei jeder Gelegenheit taten. Wir merkten uns bald, wie sie gerufen wurden: Alexai, Kolja, Stenka, Leonid, Iwan, Sascha, Kyrill, Nikolai, Aljoscha. Einen riefen sie Stari, was soviel wie „Alter“ heißt, obwohl er erst 28 Jahre alt war und Porfiri hieß. In Rußland dürfte man damals sehr kurz jung und lange alt gewesen sein.

Die Gefangenen waren alle mager und unterernährt. Sie wurden täglich mit einer dünnen Krautsuppe und einem Stück Kommißbrot zur Mittagszeit aus einem nahen Lager versorgt. Nachher sagte mancher verdrossen: „Immer Kapusta, immer Kapusta“, womit sie Kraut meinten. Die selber Hungernden unseres Hauses zwackten noch da und dort etwas ab, um es heimlich den Russen zuzustecken: ein paar gekochte Kartoffeln, ein Scherzl Brot, ein Kännchen Suppe, Kohl oder Kartoffelgulasch, im Sommer eine Gurke, ein paar Paradeiser, ein Säcklein mit geklaubten Ähren, mühsam gesammeltes Getreide, Weizen, Gerste oder Korn. Sie verneigten sich tief, um die ärmliche Gabe zu empfangen.

Ihre Aufseher waren unterschiedlich: Ein alter, mürrischer Soldat, brachte bei jeder Kleinigkeit, sei es, daß sie etwas länger ausruhten, tiefer in den Garten hineingingen, um ihre Notdurft zu verrichten oder zur Herbstzeit eine Birne oder einen Apfel und ein paar Zwetschen von den Bäumen pflückten, drohend sein Gewehr im Anschlag.

Der Gemütlichste war ein junger, gelbgesichtiger, etwas schielender, schwarzgelockter Jude aus Galizien. Er erinnerte an die Gestalten der biblischen Geschichte. Gerne saß er auf dem Tisch beim Brunnen und bemerkte er eine kleine Ungehörigkeit, machte er eine lässige Handbewegung und sagte: „Egal, alles egal“. Er gönnte den Gefangenen manche Rastpause, am Schaufelstiel lehrend oder in der Wiese sitzend und meinte: „Nix immer roboti“.

Während seiner Aufsicht sangen sie verhalten ergreifende Lieder, die mich zu Tränen rührten, obwohl ich kein Wort davon verstand, die einen im Baß, der Goldene unerklärlich hoch. Ihr Gesang schien aus tiefen, leidvollen Herzen zu kommen.

Uns Kinder liebten sie sehr; sie gaben uns Kosenamen in russischer Sprache, brachten ab und zu Geschenke, eine selbstgeschnittene Puppe, die sie Panika nannten, für die Buben Holzschlangen, die sich bewegen ließen, meiner Mutter ein geflochtenes Nähkörbchen, da sie sich in ihrer wenigen Freizeit mit den Gefangenen in ihrer Muttersprache unterhielt und bei kleinen Mißverständnissen und Schwierigkeiten den Dolmetscher machte. Einmal, während der Mittagszeit, wollte ich den Fortschritt der Arbeit genauer besehen und ging in die Tiefe des Brunnengewölbes hinein. Da sah ich den „Goldenen“ an der Wand lehnen und heftig schluchzen. Stari stand bei ihm und schien ihn zu trösten, leise und bewegt verließ ich den Gang. Im Jahre 15 zur Ferienzeit saß ich im Schatten am Brunnenrand, halb in ein Buch vertieft und halb dem Gemurmel und Lachen der Russen lauschend. Plötzlich stand Stari vor mir und nannte mir lächelnd seinen Namen: Porfiri Oleschko. Er war ein schlanker, kleiner Mann, nicht viel größer als ich Zwölfjährige. seine Bewegungen waren leicht und grazil wie die eines Tänzers, sein Gesicht war mager und von tiefer Klugheit gezeichnet, sein Haar wie seine Augen, die etwas

schräggestellt waren, braun. Er griff mit ungewöhnlich schönen, aber verarbeiteten Händen nach meinem Buch, las mir einige Zeilen vor und sagte: „Ich deutsch sprechen, lesen, ich studieren“. Er deutete auf seine Kameraden: „Alle Analphabeten, nix gut, du gescheites Mädchen, du lesen!“ Er wollte weitersprechen, wurde aber wieder zur Arbeit gerufen und entfernte sich mit eigenartiger Eleganz. Seit diesem Tag kam er immer zu mir, wo er mich traf, sei es, daß ich Wasser pumpete, Blumen pflückte oder müßig am Sandhaufen oder am Brunnenstein saß. Er erzählte mir Bruchstücke aus seinem Leben, vom Meer und von großen Schiffen, denn er war der Sohn eines Schreibers aus Odessa. Er hatte fünf Brüder und drei Schwestern. Von den letzteren meinte er: „Jung und schön, aber kein Mann, zu arm“. Als ich ihn einmal um seine Brüder fragte, wurde er traurig und erzählte mir flüsternd: „Ältester im Kloster, zweiter (er machte die Geste des Aufhängens) Anarchist“. Er hob zwei Finger: „bei Psschremisl kaputt, einer noch im Krieg, ich gefangen!“ Er nickte gedankenvoll, nahm mich unterm Kinn und sagte eindringlich: „Ich nicht schießen auf Brüder, ich schießen in Luft, aber Österreicher nicht verstehen, schießen auf russische Brüder.“ Er öffnete sein verschmutztes Hemd und zeigte mir eine tiefe Narbe auf seiner Schulter, dann ging er wieder, um Sand zu schaufeln.

Als meine jüngste Schwester zur Zeit der Osterferien weißgekleidet, mit offenem Blondhaar, die Kerze in der Hand von der Erstkommunion kommend, sich von den Gefangenen bewundern ließ, knieten alle nieder und schlugen ein Kreuz, als wäre sie eine kleine Heilige. Gegen den Herbst zu, als ich Kornellkirschen von einem hohen Baum neben dem Brunnen pflückte, um sie später an die Russen zu verteilen, gesellte sich Stari zu mir und sagte halblaut: „Du gutes gescheites Mädchen, du verstehen, ich Sibirien“. Er hob alle zehn

Finger, was zehn Jahre bedeuten sollte. Ich erschrak so sehr, daß ich meine rechte Hand, die schon nach den dunkelroten Früchten ausgestreckt war, auf den Mund preßte. Er aber tröstete mich: „Ich nicht Verbrecher, ich Revolutionär!“ Er straffte seine schwächliche Gestalt, legte seinen Finger auf den Mund und ergriff seine Scheibtruhe. Als bald darauf der Bau der Brunnenstube beendet war, kamen alle Gefangenen mit ihrem jüdischen Aufseher in Mutters ärmliche Stube, um sich zu verabschieden. Sie verneigten sich tief, manche baten um ein Kreuzzeichen meiner Mutter. Stari küßte ihr ehrfurchtsvoll die verarbeitete Hand. Mir strich er mit zarten Fingern übers Haar und flüsterte mir ins Ohr: „Du darfst nicht vergessen Porfiri Oleschko, einmal nicht mehr Krieg, einmal alle Brüder“. Dann ging die armselige Schar, viele nasen Auges, andere gesenkten Hauptes, aber alle traurig und bewegt, denn eine schöne Zeit der Zusammengehörigkeit war nun vorbei. Nur der jüdische Aufseher murmelte sein: „Egal, alles egal“, salutierte schielend, rückte sein aufgepflanztes Bajonett zurecht und folgte seinen ausgemergelten und zerlumpten Gefangenen Auf der zertretenen Wiese der Baustelle war wieder Gras gewachsen, von den gefangenen Russen sprachen wir Kinder noch lange und fragten uns, wie sie die immer größer werdende Not, die uns selbst schwer bedrückte, überstehen würden. Noch einmal sah ich Porfiri Oleschko, auf einem hohen Gerüst am neuen Dom, zu dessen Vollendung er und viele andere Gefangene zu Handlangerdiensten zugeteilt waren. Ich winkte und rief nach ihm, er aber sah und hörte mich nicht. Er stand und blickte nach Osten, wo in weiter, weiter Ferne Brüder einander immer noch töteten und seine arme, verwüstete Heimat lag.



Henriette Haill (1904-1996) war eine österreichische Schriftstellerin.  
© Foto: Zentrales Parteiarchiv der KPÖ, Bildarchiv



Lesung und Bibliotheksgespräch mit Erich Hackl am 8. Mai 2017 in der Reihe „Kosmopolitische Denkerinnen“ zum Gedenken an Henriette Haill.